

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1909-1910)

Artikel: Winterlandschaften [Schluss]
Autor: Kesser, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WINTERLANDSCHAFTEN

VON HERMANN KESSER

(Schluss)

Die Wintersportmenschen gehören zu denen, die außen und innen solid sind. Es sind wenig am Körper verarmte und wenig Erlösungssehnstüchtige dabei. Auch keine bleichen und müden Wanderer mit der flatternden Unruhe in den Augen, wie man sie unter den üppigen Palmen zwischen Genua und Nizza findet und keine Weltflüchtigen, die ihrem Schmerz in der Trauer der toten menschenlosen Winterlandschaft einen Gefährten suchen. An internationalen Sammelpunkten stellen sich sonst vornehm gewandete geheimnisvolle fahrende Leute ein. Auch von diesem Salz der internationalen Reisegesellschaft ist an den Winterplätzen wenig zu finden. Statt der interessanten Rätselgesichter, die sonst jeden aus vielen Nationen gemengten Kurort zu einem Dorado aller Seelenspezialisten machen, finden sich hier nur harmlose, gesunde, rotbäckige Gesichter, Leute mit vertrauenerweckenden Visitenkarten, die man auf hundert Schritte erkennt.

* * *

Mit einem leise klingenden Schlitten fahre ich in die Nacht hinaus. Es stürmt und schneit. Auf allen Dächern lagern sich neue Schneekissen. Die frostige Nacht hat alles Leben gebannt. Die Runs sind einsam geworden. Aus der Ferne klingt eine flittrige Dudelmusik. Der Lärm ist in die Häuser gegangen, hinter die blitzenden Fensterreihen der Gasthöfe, die prahlerisch und dreist durch den Feierernst der toten Bergstille funkeln. Das flimmernde Bild der gleissenden Fenster versinkt in der Nacht, die Häuser verschwinden und bald bin ich in der Gesellschaft der menschenleeren Straße allein. Stumm und nachdenklich ziehen die Berge an mir vorbei, einer gewaltiger, schwerer und dräuender als der andere. Der wehende Schnee lässt langsam nach. Die Nacht wird dunkelblau, schwarzschattig und leuchtend. Das matte Mondlicht übersilbert die weißen Felder und Berglehnen, verwandelt das Tal in einen glitzernden stillen See mit gefrorenen Wellen, und bringt das Eis auf den Scheiteln der Berge zum Glimmen. Wie ein Boot auf ruhigem Meer schwebt der Schlitten ohne Stoß und Kampf über die samtweiche Schneedecke. Nur in

den Dörfern, wo die Straßen zertreten sind und der Schnee spröde ist, reibt sich das eisenbeschlagene Holz kreischend mit der ausgefahrenen Bahn. An einer jähen Wegbiegung jagt mir ein dampfendes Viergespann mit einer singenden Pelzgesellschaft entgegen, ein königlich sausendes Fahrzeug mit Windlichtern, pomphaft und stolz dahineilend, wie es nur vierspännige Schlitten auf einer schneeigen Landstraße tun können. Reich und farbig prasselt das prächtige Fahrzeug auf der Straße weiter. In einer alten, getäfelten Schenke, halb Ofen, halb Trinkstube, nehme ich ein Glas roten Tirolers, dann hebe ich die blonden Locken, die meine Einsamkeit teilen, wieder in die Decken hinein und bin wieder allein. Allein in der wundersamen hellen Schneenacht, allein mit den Sternen und den blonden Locken. Wir kamen durch enge Schluchten, die zauberhaft schimmernd wie nächtliche, weisse Marmorsäle an uns vorbeihuschten, wir sahen seltsame Schatten auf den lichthellen Flächen der gefrorenen Seen und gelbbläuliche Schäfchenwolken auf spitzen Gipfeln. Weit hinten, in einem Seitentale, das wie eine finstere, schmale Straße ins Dunkle führte, donnerte eine Lawine. Gedehte Seufzer unsichtbarer Lebewesen, schwirrende Flügelschläge und dumpfe Töne von brechenden Bäumen und berstendem Eis trafen das Ohr. Das Mondlicht weckte das schlafende Leben der Nacht.

* * *

Gestern habe ich den Schneetod kennen gelernt. Es war früh am Morgen. Ein klarer, himmelblauer Wintersonnentag lag über dem Tal. In der durchsichtigen Luft flimmerte es wie von tausenden schwebender Ringe und Sterne aus zartem, gesponnenem Glas. Hügel auf, hügel ab wellte sich das glitzernde Weiß. Überall war strahlendes Licht und funkelnde Helligkeit. Die kleinen Bauminseln auf den Kämmen und Rändern der Hügel warfen ihre schwarzblauen Schatten über den blitzenden Schnee. Und die hochstämmigen Tannen, die sich in kurzen und dünnen Zügen von den Bauminseln ablösten, belebten als aufrechte, eigensinnige Linien das sonst ungestört flache Bild der überschneiten Wiesen.

Bunte Menschen tummeln sich auf den sonnigen Schneefeldern. Ihr Lachen und Rufen schallt unaufhörlich über die lebendigen Hügel. Nur wenn auf der Höhe ein menschenbepackter Schlitten abgelassen wird und der dichte Knäuel am Start atem-

gebannt lauert, ob das sausende, eiserne Fahrzeug den richtigen Weg findet, schweigt für Sekunden das freudige Schreien. Und dann erinnern sich die Sportsleute, dass sie in totenstillen Bergwelt die einzigen Lärmmacher sind und sehen wohl einmal nach dem Talgrund zurück, wo übereiste Bergspitzen im Sonnenlicht wie silberne Fackeln brennen. Das Fernglas vor den Augen späht ein alter Herr, der nicht mehr schlittelt und nur in die Berge kommt, um seinen mürben Körper zu sonnen, von den Schneewiesen zu den Gipfeln hinauf. Er sieht gerade, wie zwei Skifahrer in Zickzackwendungen und Sprüngen von der Höhe ins Tal schnellen, wie sie auf ihren Hölzern zusammensinken, eine Gedankenlänge in der Luft hängen und sich gleich darauf tief in den aufstäubenden Schnee wühlen. Und als der alte Herr ihre tolle Fahrt überschaut hat, setzt er unwillig das Glas ab und spricht mit heftigen Handbewegungen und beinahe ärgerlichen Worten auf seinen Begleiter, einen ernsten, jungen Mann ein. Gerade, als dem auf der glatten Oberlippe eine Antwort zuckt, laufen drei Kinder keuchend an ihnen vorbei, über und über mit einer Schneekruste bedeckt.

Ihre vor Spielhitze und Kälte kupferroten Gesichter und Hände sind verschürft. Das jüngste von ihnen, ein kleiner Knabe, blutet an der mit einem Taschentuch umwickelten Hand. Aber er hält sich stramm und rennt auf seine ältere Schwester zu, die sich erschrocken zu den Kindern niederbeugt, das Durcheinander ihrer wirren Erzählungen kaum hört und aufmerksam die verwundete Hand besieht. Dann streicht sie dem Kleinen zärtlich über die glühenden Wangen. Freunde kommen dazu und umringen die Gruppe. Die Kinder werden von allen Seiten belobt und bestaunt. Auch der alte Herr drängt sich hin und hört gerade wie der Kleine tapfer berichtet: „Wir kamen plötzlich in einen harten und hohlen Schneebruch und dann flogen wir alle herunter und der Schlitten ging entzwei.“ Ein rotblondes junges Mädchen in weißer Wolle ist so gerührt, daß sie sich zu dem Jungen niederbeugt und ihm einen herzhaften Kuss gibt. Aber der Alte und andere, die es sehen, streiten sich jetzt ernstlich, während der junge Mann gedankenvoll ein tiefes, trichterförmiges Loch in den Schnee gräbt, über die Gefahren des Wintersports.

Der Unfall der Kinder hatte für kurze Minuten das laute

Treiben auf den welligen Hügeln ins Stocken gebracht. Die Kunde von dem harmlosen Unglück sprang wie eine erfrischende Heiterkeit zwischen den Menschen umher. Sie ließen die Schlitten am Boden liegen und traten zum Plaudern zusammen. Nun aber die Kinder mit ihren Schrammen im Triumph ins Dorf zurückgebracht waren, zogen die unermüdlichen Fahrer wieder den Berg hinauf, um auf der großen Bahn, die man täglich mit Wasser begoß und sorgsam pflegte, ihr Vergnügen fortzusetzen. Es war eine regelrechte Rennstrecke für kunstvoll gebaute Schlitten, auf der nur Erwachsene, Mitglieder des Schlittelklubs, die sich vorher in die Liste eingetragen hatten, antreten durften. Wie eine mächtige aus dem Schnee herausgeschaufelte halbrunde Röhre drehte sich die Strecke in breiten Schleifen den Berg hinunter. An den Kurven schossen die Schlitten beinahe über den Rand hinaus. Man musste gut steuern, um den Weg, auf dem das Holz, das Eisen und die Menschen wie ein schriller Pfiff dahinsausten, in ungehemmtem Laufe zurückzulegen, und wenn unten an der Brücke der beladene Schlitten in den dick aufgeschütteten Sand hineinbremste, dann löste sich selbst den Dreistesten ein befreiender Jauchzer. Zwar war es kaum lebensgefährlich, solange man in der hohlen Rinne blieb. Aber wen es herauswarf, der flog an die harten Tannen, die sich nicht bogen und wichen, und zerrieb sich daran die Glieder. Und daß man die Bahn gerade durch die Bäume geführt hatte, das war es, was dem Alten, der nun am Start herumstand, am meisten missfiel.

Ein Schlittlertrio war daran, sich fahrtüchtig zu machen. Man sah es dem Herrn und den beiden Damen an, dass sie nicht zum ersten Male den Lenker mit dem achtungsgebietenden Steuerad bestiegen. Sorgsam tasteten sie über die schweren Riemen, Schnallen und Haken, drehten an der Steuerung, ließen die Sägezacken der Bremse in den Schnee schlagen und sichteteten scharfen Auges die Bahn auf und ab. Alles war in Ordnung. Die Fahrt konnte beginnen.

„Wenn nur die Tannen nicht wären . . .“, sagte noch die schwarze Schwester des Steuermanns. Der aber hörte nicht mehr auf sie, reckte die Arme, zog sein knallblaues Wollhemd zurecht und drückte sich mit eingezogenen Knien auf den ersten Platz nieder. Die mittlere, eine gar nicht magere Blonde, stand wartend

und wiegte sich ungeduldig in den Hüften. Sie nestelte an dem Mannschaftszeichen, das sie sich vorgesteckt hatte, einem kleinen, roten, von einem Goldfaden umsäumten Flanellherz, das alle drei an der Brust trugen. Dann raffte sie, jede Bewegung bedenkend, den knappen Rock zusammen, stieg auf das Polster und setzte die Füßchen auf das eiserne Gestell. Viele Augen schauten dabei nach ihr hin. Sie wusste es und freute sich darüber, denn sie machte sich nicht viel aus der Schlittlerei und trieb es nur, um sich sehen zu lassen. Und während sie saß und passte, bis auch die Dritte Platz genommen hatte, ließ sie ihre Augen unter dem getupften Schleier neugierig in der Runde gleiten und schaukelte noch unablässig und eitel auf ihrem Platz hin und her und tat es selbst, als längst Kommandos ertönten und der große Lenker ins Rutschen geriet. „Ein Teufelsweib, die hübsche blonde Frau!“ sagten die Sportsmen, schauten dem dahineilenden Bob nach und steckten tuschelnd die Köpfe zusammen. „Ein Unfug, eine Narretei!“ sagte der Herr im Pelz, dessen Blicke freilich nicht weniger an der Blonden geblieben waren. „Ein Spiel, wie sie es wollen,“ antwortete sein Begleiter und trat ein paar Schritte zur Seite, um die Bahn im Auge zu behalten.

So sprachen sie noch, als der Tod schon tausend Arme ausgespannt hatte, um die Schlittenfahrer mit den roten Herzen an sich zu reißen und zu zerschmettern. Wohl schrien die drei, wie sie an einer Biegung inmitten der blitzschnellen Fahrt in einen kaum handbreiten Ast hineinfuhren, den der Schnee von den Bäumen gedrückt und auf die Bahn geworfen hatte, wohl riß der Lenker im knallblauen Hemd wie wahnsinnig das Rad herum und wohl langten die schwachen Finger der Letzten wie toll nach den bremsenden Riemen, indes der Blonden im ersten Augenblicke der Angst die Sinne vergingen. Der wuchtige Anprall drehte den Schlitten von hinten nach vorn, zerbrach das Holz und das Eisen, schleuderte den festen Steuermann mitsamt seinen stählernen Armen, die üppige Frau mit dem Blondhaar und die Schwarze mit ihrer zagen Ahnung aus der Bahn heraus und warf sie wie abgeschossene Klumpen an die harten Stämme, wo sie zerbarsten und in blutige Fetzen zersplitterten.

Durch die dünne und klare Luft, in der die Strahlen der Sonne gleißten, über die flimmernden Schneehänge hinauf, unter

denen die Sommerblumen schliefen, und in das Geplauder der Menschen am Start war der verzweifelte Schrei wie ein entsetzlicher Schrecken gedrungen. Man wälzte sich hinab, man spähte mit Angst und wandte sich schauernd fort.

* * *

Es ist die Stunde der scheidenden Sonne. Ringsum schweigende Wälder und Berge. In dem Schneeboden zu meinen Füßen gurgeln die Tauwasser. Zweige streichen mir sanft übers Gesicht. Die Zackengipfel baden in verlöschenden Rotstrahlen. Noch einmal glüht das Feuer der Schneefelder auf. In der Tiefe, in den Arvenwäldern, auf der schwarzen Straße, die im Schatten der Felswände zieht, in dem niederen, starren Strauchwerk, das die gefrorenen Talseen umwuchert weht die Nachtkälte und düstert die Dämmerung. Aber die blaue Himmelshöhe ahnt noch nichts von der Finsternis. In blendender Fleckenlosigkeit spannt sich das strahlende Dach über die Talmauern. Nirgends in den Alpen scheint der Himmel so ewig unverdüstert und rein wie hier. Wenn Gewölk aufsteigt, so treibt es niemals in wilden Fetzen und Streifen über die blaue Fläche. Die Wolken sind hier groß, unbeweglich und feierlich. Wie aus einer festen Masse geformt, stehen sie stundenlang unverändert zwischen den Gipfeln, neuen schneeigen Bergen gleich, die aus geheimnisvollen Höhen herauswachsen. Die Luft ist immer klar und kristallhell. Die Farben sind durch keine Dünste gebrochen. Den kreisenden Tag trübt kein Grau. Ernst und sinnend schauen die Berge wie versteinerte Urwelterinnerungen dem Kommen und Gehen der Sonne zu. Seit Jahrtausenden schicken sie von ihren eisigen Spitzen den Winter hinab. Seit Jahrtausenden steigt vom Talgrund der Frühling zu ihnen hinauf. Und immer senkt sich der Winter ins tiefste Tal und nimmer erhebt sich der Frühling auf die Höhe der eisigen Spitzen. Aus dem schmelzenden Schnee der Triften ruft er die Alpenrosen und den Enzian. Aber zu den Firnen, zu den Talgebietsern kann er nicht dringen. Sie hüllen sich nie in freudiges, buntes Gewand. Und jetzt im Winter ist auch das Tal seiner Blumen entkleidet. Die zarten Musikanten, die plätschernden Wogen der Talseen schlafen unter Eisschollen ihren wachsamem Schlaf. Es schlafen die Uferbäume und es schläft die grüne Insel, die im Sommer wie ein Traumland zwischen den Wassern der Seen

schimmert. Schnee liegt über dem Felsenstück dieser Insel, in das man das schönste Lied eines Dichterphilosophen gemeißelt hat. Und das Lied ist der Rundgesang Zarathustras, das trunkene Lied, der Dichterphilosoph ist Friedrich Nietzsche, die kleine Insel heißt Chasté und das Tal ist das Tal von Maloja, das Nietzsche so innig liebte.



ORATORIUM (OPER UND KONZERT VIII)

Der gemischte Chor Zürich, unser vornehmster Oratorienverein, brachte in dieser Saison als einzige Novität den ersten Teil eines abendfüllenden Werkes des Engländers Edward Elgar. Wenn diese Tatsache schon auf den unbefangenen Leser überraschend wirkt, so zwingt uns die Erkenntnis, dass diese Disposition des künstlerischen Leiters der genannten Vereinigung durchaus berechtigt und innerlich begründet ist, zu längerem Verweilen.

Gilt es wirklich heute schon einer Kunstform, die so imposante Gipfel im Laufe der Jahrhunderte erklommen hat, den Nekrolog zu schreiben, weil neue Zeiten neue Ideale gebären?

*

Dieser „Traum des Gerontius“, dessen Dichtung aus der Feder Kardinal Newman's stammt, kann nur mit den größten Einschränkungen als Oratorium gedeutet werden. Eigentlich stellt er eine Solokantate für Tenor mit obligatem Chor und Orchester dar. Gerontius, an dessen Sterbelager wir im ersten Teil eine volle Stunde verweilen dürfen, vermag uns nur im Diesseits zu fesseln; seine Todesangst ist echt, in diesem Gethsemane offenbart sich ein ehrlicher und empfindender Künstler. Das Drüben aber mag uns wenig kümmern; wenn der Engel die Seele des Gerontius in die himmlischen Wonnen einführt, wird die Musik unbeschreiblich langweilig und konventionell, und selbst den Dämonen fehlt trotz aller chromatischen Wut die innere Überzeugung ihrer Teufelei. Es ist kein Zufall, daß ein Engländer dieses Werk schrieb. Man denke etwa an die ungeheure Verehrung, welche Händel, der drüben geradezu als Nationalkomponist gilt, in England genießt. Das „Hallelujah“ aus seinem Messias führt selbst der am leichtesten